

Leseprobe aus:

Ulrike Sterblich

Die halbe Stadt, die es nicht mehr gibt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

DANACH: PRENZLAUER BERG

Plötzlich war es dann ja möglich, den Osten einfach so zu betreten. Man musste sich kein Visum besorgen in einem der tristen «Büros für Besuchs- und Reiseangelegenheiten» (BFBR) und sich auch nicht mehr durch ganz merkwürdig kulissenhafte Räume an hinter Glasscheiben sitzenden Kontrolleuren in grauen Uniformen vorbeischieben, die mit mindestens so viel willkürlicher Macht ausgestattet waren wie ein Berliner Busfahrer. Nachdem man also ohne diese zweifelhaften Kicks einfach so nach drüben konnte, kam natürlich schnell die Frage auf, wo man vielleicht mal ausgehen könnte, abends in Ost-Berlin. Das war, bevor die vielen Wessis aufkreuzten und da was aufmachten, diese ganzen Bars und diese Clubs.

Es hieß, man solle nach Prenzlauer Berg fahren, da gäbe es auf jeden Fall ein paar Läden, in denen die Jugend tanzt und trinkt, so um den Senefelderplatz herum. Ich notierte mir die beiden Namen und stellte dabei fest, dass Ost-Berlin ganz normal mit drin war in meinem zerfledderten Falk-Plan. Das war mir jahrelang überhaupt nicht aufgefallen. Entsprechend unzerfleddert war der

rechte Teil vom Stadtplan. Der Senefelderplatz ließ sich einfach über das Straßenverzeichnis finden, so wie die Plätze im Westen auch. Der einzige Unterschied war, dass die Häuserblocks auf der Westseite rosafarben und im Osten grau eingezeichnet waren.

Als Holger und Mariola mich abholten, setzte ich mich mit dem Falk-Plan auf den Beifahrersitz neben Holger. Mariola stieg hinten ein, obwohl es ihr Auto war und sie sonst immer fuhr. Sie wirkte etwas lustlos.

Wir wollten auf jeden Fall durchs Brandenburger Tor in den Osten fahren, aber das war noch gar nicht möglich. Wir fuhren also doch nicht auf jeden Fall durchs Brandenburger Tor, sondern daran vorbei und dann durch den offenen Grenzübergang Invalidenstraße. Danach verfuhrten wir uns sofort. Zwar hatte ich den Stadtplan auf den Knien, aber das nützte uns wenig, weil Holger mit dem Phänomen Straßenbahn nicht zurechtkam. Er konnte nie so fahren und so abbiegen, wie ich es ihm sagte, weil immer irgendwo Schienen waren und die Verkehrsführung auch sonst so sonderbar war, dass er irgendwann nur noch fluchte. Wenn ich sagte: «Jetzt rechts!», schrie er: «Ja, *wie* denn bitte!», und dann mussten wir Ewigkeiten auf derselben großen Straße weiter geradeaus fahren, weil in deren Mitte eine Straßenbahntrasse entlangführte und kilometerweit keine Wendemöglichkeit vorgesehen war. Die schlechte Straßenbeleuchtung tat ein Übriges, deswegen hatten wir überhaupt erst die Seitenstraße verpasst, in die wir eigentlich einbiegen wollten.

Mariola bekam noch miesere Laune. Sie hatte sowieso schon keine große Lust auf den Osten gehabt, wo es ihrer Meinung nach einfach nur genauso aussah wie in Polen, also, was sollte sie da.

«Man *soll* sich hier verfahren», sagte sie. «Das ist Strategie.»

Ich hielt diese Einschätzung bestenfalls für eine Mischung aus Wahrheit und Propaganda. Allerdings sah es wirklich trist aus, dieses graue, kaputte Ost-Berlin im Graupelregen. Schließlich bogen wir doch noch irgendwo ab und entdeckten nach einigen

Runden um ein paar Häuserblocks eine kleine Gaststätte. Holger stellte das Auto direkt vor der Kneipe ab, Parkplätze gab es reichlich. Drinnen im Lokal war es schummrig und gut gefüllt. Manche Leute saßen, manche standen. Wir blieben stehen, orderten ein billiges Bier und erfragten vom Mann hinterm Tresen Hinweise darüber, wo wir sonst noch hingehen könnten, hier in der Gegend, worauf er uns ein fußläufig erreichbares Tanzlokal empfahl. Daraus, wie lang der Weg dorthin tatsächlich war, konnten wir später schließen, dass man im Osten offenbar Strecken als fußläufig bezeichnete, für die wir ganz klar das Auto genommen hätten, zumal bei nasskalter Witterung.

Das Tanzlokal war nur mäßig besucht, und wir fühlten uns deplatziert, weil wir gleich als Westler auffielen. Im Osten als Westler aufzufallen war meiner Meinung nach viel unangenehmer als andersherum. Es war nicht zu leugnen, da musste man Mariola recht geben, dass es im Osten einfach schlechter war als im Westen. Das Bier schmeckte so mittel, die Cola gar nicht, die Musik war nicht der neueste heiße Scheiß aus London, der Sound war schlecht, und um das ostige Interieur super zu finden, würde man erst einmal diesen dreifach gebrochenen Retro-Trash-Geschmack ausbilden müssen. Unser Trip in den Osten hatte einen Beigeschmack von Elendstourismus. Außerdem war es für uns als West-Berliner kaum zu ertragen, plötzlich «Wessis» genannt zu werden, wo doch unser Leben lang andere die Wessis gewesen waren.

Am Ende des Abends setzte sich Mariola wieder ans Steuer; sie fuhr auch besser als Holger. Zur Erholung gingen wir noch ins Rock-It, unsere Stammdisco in der Karl-Marx-Straße, die trotz ihres Namens im Westen lag.

All die Kinder aus Westdeutschland, die nach der Wende unkontrolliert nach Berlin strömten, sahen den Osten der Stadt mit ganz anderen Augen. Je westlicher die Prägung, desto faszinierender

der Osten. Mariola war als gebürtige Polin rundum immun gegen jede Ostblock-Exotik, aber auch wir waren ja keine Wessis. «Wessis» waren in unserem Sprachgebrauch Leute aus Wessiland, und Berlin, auch West-Berlin, lag mitten im Osten Deutschlands. Geographisch, landschaftlich und architektonisch. Noch nicht einmal die freie Marktwirtschaft, das zentrale Wesensmerkmal des Westens, war jemals vollständig angekommen im Subventionsland West-Berlin. Mit Bröckelfassaden, Leerstand, Brandmauern, Brachen und allgemeiner Kaputtheit waren wir schon vor dem Mauerfall gut bedient gewesen, da gab es wenig Nachholbedarf.

Junge Zuwanderer aus Baden-Württemberg, Hessen oder Niedersachsen kamen da aus anderen Welten. Schon früher war West-Berlin das große Abenteuer für Schüler auf Klassenfahrt gewesen, aber der Berliner Doppelpack mit dem ruinierten Ostteil war es nun noch viel mehr. Und während das Gebot der Stunde in den Sechzigern Revolution hieß, in den Siebzigern Punk und in den Achtzigern Häuserbesetzung, ging es in den Neunzigern um Party. Die Fete war tot, jedenfalls als Wort, man sagte jetzt nur noch Party. Einige Jahre zuvor hätte ich gesagt, Partys sind Veranstaltungen, bei denen Erwachsene in schicken Klamotten und mit Martini-Gläsern in der Hand um einen Pool herumstehen, während im Hintergrund Bossa-nova-Musik läuft. Feten hingegen wären wild, laut und tanzorientiert. Dieses Bild war aber gekippt, in etwa zeitgleich mit der Mauer. Wer jetzt noch Fete sagte, hatte den Schuss nicht gehört und qualifizierte sich als Hörer von Radiosendern, deren Programmidee es war, die größten Hits der sechziger, siebziger und achtziger Jahre zu spielen. Zusammen mit der Fete wurde auch die Diskothek endgültig eingemottet, ab jetzt hießen Tanzlokale «Clubs». Wer in den Achtzigern einen Taxifahrer nach einem Club gefragt hätte, wäre vor einem Puff abgesetzt worden.

Die Club-Party ging also los, aber ohne mich. Die Neuzugänge aus dem Wessiland dominierten das Gelände, und in meiner von

Skepsis zerfressenen Wahrnehmung taten sie dabei so, als würden sie hier alles neu erfinden. Sie übernahmen auch die Stadtmagazine und die Lokalpresse und schrieben nur noch über ihre eigenen neuen Spielplätze im Osten der Stadt. West-Berlin fühlte sich wie das erstgeborene Kind, dem ein frisches, entzückend brüllendes Geschwisterchen die Show stiehlt, indem es einfach in die Windeln kackt.

Ich brauchte überhaupt kein neues Berlin, mein altes Berlin funktionierte noch sehr gut.

In meinem alten Berlin machte ich 1990 das Abitur und immatrikulierte mich danach an der Freien Universität im schönen Dahlem. Meine neue Stammstrecke wurde die damalige U-Bahn-Linie 2 (und heutige U3) zwischen Wittenbergplatz und Thielplatz, ein Streckenabschnitt mit fast lächerlich hoher Musikerfrequenz. Allein schon diesen einen, immer sehr ordentlich gekleideten kleinen Südamerikaner mit seiner Gitarre hatte man mindestens einmal am Tag im Abteil stehen, wie er mit fisteliger Stimme ein sentimentales Liebeslied mit «Corazon» drin sang, als hätte ihn jemand dazu verdonnert. Zu seinem Gesang und auch sonst trug er eine vorwurfsvolle Miene zur Schau, vielleicht wegen der Ausbeutung der Dritten Welt.

Im Studium lernte ich nach Berlin zugezogene Westdeutsche erstmals selber und in größerer Zahl kennen. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis das passieren würde, denn zugezogene Westdeutsche hatten die Altersgruppe der jungen Erwachsenen in West-Berlin von jeher dominiert, was man als einheimische Schülerin, die sich vornehmlich in einheimischen Schülerkreisen bewegte, nicht unbedingt mitbekommen hatte. Das war in jedem Fall interessant, und es waren natürlich ein paar ganz Nette dabei. Nach einigen Wochen hatte ich plötzlich Freunde, die gar nicht in Berlin zur Schule gegangen waren und keine Ahnung hatten, wo Bezirke wie Marienfelde und Rudow überhaupt liegen, ge-

schweige denn, wie es da aussieht. Und die das zehn, fünfzehn Jahre später immer noch nicht wussten, es sei denn, sie hatten sich beizeiten auf eine romantische Beziehung mit einem Ureinwohner oder einer Ureinwohnerin eingelassen. Mit der fuhren sie dann hin und wieder zu den am Stadtrand lebenden Eltern und staunten dabei aus dem Auto- oder Busfenster heraus: «Dass das hier noch Berlin ist!»

Zum Ausgleich hatten die Studenten aus Westdeutschland aber, kaum waren sie hier, sofort ihre Fühler in den Osten ausgestreckt und wussten immer, in welche Clubs man gerade ging. Dabei nahmen sie weiterhin an, dass ich mich am besten auskennen müsste, so als Berlinerin. Sie waren sich nicht darüber im Klaren, dass sie eigentlich zwei Städte gleichen Namens bewohnten, von denen mir die eine genauso neu war wie ihnen.

Nur ganz langsam gewöhnte ich mich überhaupt an den Gedanken, den Osten in meine alltäglichen Bewegungen durch die Stadt mit einzubeziehen. Um von Kreuzberg nach Wedding zu kommen, zum Beispiel, fuhr ich noch lange auf den vertrauten Wegen um Mitte herum, bis mich bei irgendeiner Gelegenheit eine – natürlich westdeutsche – Kommilitonin darauf aufmerksam machte, dass ich einen Umweg nahm. An den einst bizarren Geisterbahnhöfen der U-Bahn-Linien 6 und 8 hielten jetzt die Züge. Man konnte dort einfach zum Spaß aus- und wieder einsteigen, sogar an der Station mit dem fast schon karikaturistisch-sozialistischen Namen «Stadion der Weltjugend».

In den achtziger Jahren waren die ersten «coolen» Reiseführer herausgekommen, solche, in denen Insider-Tipps zu Kinolandschaft, Shopping-Möglichkeiten und das Nachtleben Vorrang hatten vor den konventionelleren Informationen über Historie und Öffnungszeiten von Museen. Gerade unter West-Berlin-Besuchern gab es einen erhöhten Bedarf an Antworten auf Fragen wie: Wo ist es wild, wo ist es cool, wo chic und wo abgerissen, wo

alternativ, wo lesbisch oder schwul, und wie muss man aussehen, um dabei nicht negativ aufzufallen.

Hin und wieder wurde in solchen Stadtführern auch auf eine junge Berliner Spezies hingewiesen, die mit hippen Neondisco-besuchern und anderem Szenevolk wenig gemeinsam hatte: die «Vorstadtjugend». Diese bevölkerte laut Reiseführer am Wochenende den Ku'damm, fiel in Kinos und Diskotheken ein und nervte dabei total rum. So wie es die Vorstadtjugend überall und zu allen Zeiten tat und tut und tun wird.

In West-Berlin allerdings gab es, in Ermangelung von Vorstadt, tatsächlich gar keine Vorstadtjugendlichen. Es gab allenfalls den Stadtrand. Und die Jugendlichen, die dort wohnten, waren mit der Innenstadt viel stärker verbunden als echte Vorstadtjugendliche in echten Vorstädten, allein schon deshalb, weil vom West-Berliner Rand aus gesehen der Blick automatisch in die Stadt gerichtet war, denn drumherum verlief ja die Mauer.

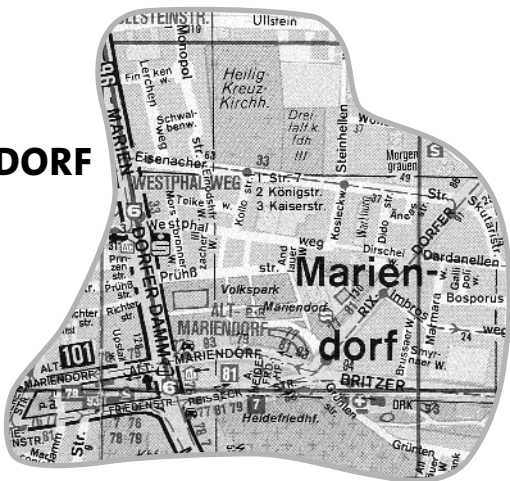
Es gab da also die große Gruppe derer, die im Berlin der Achtziger noch zu jung waren, um zu irgendeiner interessanten oder gesellschaftlich relevanten Szene zu gehören, die aber immer dabei waren, wenn die anderen am Inszenieren, Posen und Machen waren. Die selber noch nicht prägten, aber ihrerseits geprägt wurden, vom großen Getriebe West-Berlin, mit allen seinen Sonderlichkeiten.

Diese Jugendlichen, das waren wir.

Das Stadion der Weltjugend wird 1950 anlässlich des ersten «Deutschlandtreffens der Jugend» im Ost-Berliner Bezirk Mitte errichtet, wo es das im Zweiten Weltkrieg zerstörte Polizeistadion ersetzt und zunächst Walter-Ulbricht-Stadion heißt. Bei Umbauten im Folgejahr werden die Stadiontribünen mit den Trümmern des kurz zuvor gesprengten Berliner Stadtschlösses aufgefüllt. Für die 10. Weltfestspiele der DDR wird es 1973 abermals umgebaut und bekommt nun den Namen «Stadion

der Weltjugend». Auch der angrenzende U-Bahnhof wird umbenannt, was allerdings nur für die West-Berliner Bevölkerung sichtbar ist, da der obere Zugang zur U-Bahn-Station verschlossen und kaum sichtbar ist, während von unten die West-Berliner Passagiere den Bahnhof ohne Halt durchfahren (siehe Kapitel «Geisterbahn»). 1992 wird das Stadion der Weltjugend abgerissen. Im Jahr 2005, nach dreizehn Jahren Zwischennutzung als Golf- und Volleyballplatz, kauft der Bundesnachrichtendienst das Gelände und beginnt dort im Oktober 2006 mit dem Bau seiner neuen Superzentrale.

DAVOR: ALT-MARIENDORF



Der U-Bahnhof Alt-Mariendorf war einer der beiden Endbahnhöfe der Linie 6, und wie auf Endbahnhöfen üblich, warteten meistens auf beiden Gleisen Züge, in die man sich schon hineinsetzen konnte, bevor sie losfuhren. Manchmal allerdings gab es einen Zug, in den durfte man nicht einsteigen, weil er die Strecke Richtung Tegel nicht zurück-, sondern zur Wartung in den Betriebsbahnhof fahren würde. Der Schaffner brüllte dann «NICHT einsteigen» in sein Mikrophon, in einem Ton, als würde er mit einer besonders begriffsstutzigen Horde von Kindern schimpfen.

Nicht immer ganz zu Unrecht. Eines Morgens standen wir auf dem Bahnhof, die diensthabende Schaffnerin schrie: «NICHT einsteigen!», und plötzlich rannte Heike wie besessen los, sprang in den leeren Zug, die Türen schlossen sich hinter ihr, und der Zug rollte Richtung Betriebsbahnhof. Wir sahen Heike, wie sie uns durch eines der Fenster vollkommen entsetzt anblickte. Sie presste eine Hand gegen das Glas, ihr Mund ging auf und zu, aber man hörte sie nicht. Dann, kurz bevor Heike im Tunnel verschwunden

wäre, brüllte die Schaffnerin: «ZUG ANHALTEN!» Der Zug hielt, die Türen gingen wieder auf, und Heike durfte aussteigen. Die Schaffnerin rief: «Und ick sach noch laut und deutlich: «NICHT einsteigen!» Dit nächste Mal hörnse mal zu, wat ick hier ansage, junge Dame.»

«Sag mal, Heike», meinte Nicole, als wir in der richtigen U-Bahn saßen und durch den Tunnel fuhren, «was wolltest du eigentlich im Betriebsbahnhof?»

«Ach, Mann», sagte Heike und holte ein Heft aus ihrer Schultasche. So einfach sollte Heike nun nicht zur Tagesordnung übergehen können, fand ich und legte meine Hand auf ihre Schulter: «Du musst schon auch zuhören, wenn man dir laut und deutlich etwas sagt, Heike!»

«Ist ja gut jetzt.»

Es war aber noch nicht gut, denn Anja wollte auch noch mal: «Schnell warst du! Trainierst du heimlich?»

Jeden Morgen trafen wir uns unterirdisch auf dem U-Bahnhof Alt-Mariendorf, um zusammen zur Schule zu fahren: Nicole, Anja, Heike und ich. Alt-Mariendorf war die südliche Endstation der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden U6, und im Berliner Süden, da wohnten wir. Präziser gesagt: Wir wohnten im mittleren Süden von West-Berlin, dort, wo die große, abenteuerliche Stadt ganz besonders langweilig war, in den spießigen Tempelhofer und Steglitzer Unterbezirken Lankwitz, Mariendorf und Marienfelde. Weiter westlich lag Zehlendorf, da waren die Leute allgemein reicher und akademischer. Weiter östlich war Neukölln mit den Unterbezirken Britz, Buckow, Rudow und Gropiusstadt, wo die meisten unserer Mitschüler zu Hause waren. Unsere Schule befand sich in Nord-Neukölln, und da ging die Fahrt morgens auch hin, an jedem Schultag, eine Dreiviertelstunde hin und eine Dreiviertelstunde zurück, sieben Jahre lang, von 1983 bis 1990.

In Neukölln, Postbezirk 1000 Berlin 44, lebten auch meine Großeltern. Sie bewohnten eine Zwei-Zimmer-Altbauwohnung mit Dielenboden und Stuck an der Decke, in der sie acht Kinder großgezogen hatten. Vom Balkon aus konnten sie ihre Kirche auf der anderen Straßenseite sehen, und die aus Breslau vertriebenen Nonnen vom Orden der Armen Schulwestern von Unserer Lieben Frau gründeten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nur eine Straße weiter eine katholische Schule. Das waren die wichtigsten Eckdaten für ein intaktes nachbarschaftliches Umfeld. Der Opa ging Unterschriften sammeln für die staatliche Anerkennung der Schule, und selbstverständlich wurden alle acht Kinder dort eingeschult, sieben Töchter und ein Sohn.

Die jüngsten Kinder wohnten noch zu Hause, als die älteren schon die ersten Enkel in Obhut gaben, damit sie von Oma Berge handgeriebener Kartoffelpuffer mit Apfelmus serviert bekamen, dazu Malzbier und hinterher selbstgebackenen Streuselkuchen. Wenn sie mit umgebundener Schürze in der Küche vor sich hin werkelte, sang sie dabei ausgedachte Lieder mit merkwürdig bedeutungslosen Texten, in denen zum Beispiel «Bauze» auf «Plauze» gereimt wurde.

Als kleines Kind blieb ich oft bei den Großeltern über Nacht und ging sonntags an der Hand meiner Oma mit zur Kirche, ein rotes Backsteingebäude mit hohem Kirchturm, das trotz seiner Andersartigkeit mittendrin in der Häuserfassade stand. Der Opa war nicht ganz so verlässlich beim Kirchgang dabei, meistens kam er entweder später und stellte sich hinten in die letzte Reihe, oder er blieb einfach zu Hause in seinem Sessel sitzen und las die Zeitung. Wenn die Oma sich darüber beschwerte, ging er manchmal so weit zu behaupten, die Kirche sei kein Frosch, sie hüpfte nicht weg.

Es war eine Eigenart der Kirche, extrem lange zu dauern. Länger als sonst irgendetwas, das ich kannte. Meine Oma saß mal, und mal stand sie, dann kniete sie wieder. Ich machte Spiele mit

meinen Fingern, deren Unterhaltungswert sich bald erschöpfte. Danach sah ich mir die Bilder an. Auf einem großen Wandgemälde vorn neben dem Altar war etwas Ovale, Braunes drauf, das vielleicht ein Brot war oder ein Schuh, vielleicht auch ein Klumpen Matsch. Vieles in der Kirche war irgendwie unklar. Während der Gabenbereitung zum Beispiel sprach die Gemeinde den kryptisch-eindrucksstarken Satz: «Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.» Ich machte mir viele Gedanken darüber, wie und wann es wohl dazu käme, das der Herr einginge unter einem Dach. Bei Pflanzen wusste ich, dass man sie gießen muss, damit sie nicht eingehen. Aber der Herr?

Es gab viel Hall in der Kirche. Schon wenn etwas Kleines herunterfiel, hörte man es überall. Ich musste mich sehr zusammenreißen, nicht laut in die Stille zu rufen, um den Hall zu testen. Ab und zu wollte meine Oma mir zeigen, wie ich die Hände zum Gebet falten solle, dann guckte ich schnell weg, oder ich tat so, als wäre es mir nicht möglich, meine Hände so zu halten wie sie ihre. Danach blätterte ich im Gesangbuch, wo es seit dem letzten Mal auch nichts Neues zu entdecken gab, und irgendwann, wenn ich kurz davor war, vor Langeweile zu kollabieren, sang der Pfarrer schließlich: «Gehet hin in Frieden.»

«Dank sei Gott, dem Herrn», sang meine Oma, und die Orgel ertönte zum Schlusslied. Am Ende machten alle noch eine Kniebeuge neben der Bank, tauchten die Hand ins Weihwasserbecken und bekreuzigten sich. Ich hüpfte raus ans Licht und sprang die drei Stufen der Steintreppe vor der Kirche im Ganzen hinunter.

Oma klemmte ihre Handtasche unter und sagte: «So, dann werd ich jetzt mal Mittag machen.»

Gut zwanzig Jahre später, nachdem die Mauer gefallen und beide Großeltern gestorben waren, brachte es ihre Gegend zu deutschlandweiter Prominenz als amtlich beglaubigter Problembezirk

mit hoher Arbeitslosigkeit, hohem Ausländeranteil und hoher Jugendkriminalität. In der Berichterstattung über soziale Missstände in Neukölln wird immer wieder gern darauf verwiesen, wie viele Geschwister der Intensivstraftäter XY hat und wie viele Mitglieder die Familie Z., wobei diese Familien meist nicht Familien, sondern Clans genannt werden. Offenbar haftet Großfamilien, wenn sie nicht gerade von Adel sind, nach wie vor etwas gesellschaftlich Suspektes an.

Meine Großeltern kamen zwar nicht aus dem Nahen Osten nach Neukölln, wie die meisten Zuwanderer heute, sondern aus Ostpreußen, und als Religion hatten sie den Katholizismus im Schlepptau. Aber eine Großfamilie auf engstem Raum gründen, das konnten sie auch.

Die katholische Schule in ihrer Nähe hatte sich seit ihrer Gründung im Jahr 1948 erheblich vergrößert. Sie war zweimal umgezogen und hatte sich in eine Grund- und eine Oberschule geteilt. Die Oberschule erhielt in den sechziger Jahren ein großzügiges Areal auf dem Gelände einer Kleingartenkolonie, mit zwei eigens gebauten Schulhäusern, einer Turnhalle, zwei Schulhöfen, Laubengängen und Blumenbeeten. Hinter dem einen Schulhof lag das Wohnhaus der Ordensschwestern, von denen seit Schulgründung nicht mehr allzu viele übrig waren. Diejenigen, die noch lebten, waren hochbetagt, und Neuzugänge waren kaum zu verzeichnen.

Es gab noch mehr katholische Schulen in Berlin: neben einigen Grundschulen zum Beispiel das Canisius-Kolleg im Bezirk Tiergarten, wo man, für Berlin ungewöhnlich, schon in der fünften Klasse aufgenommen wurde und Latein als erste Fremdsprache hatte. Die Jesuitenschule befand sich in einem merkwürdigen Niemandsland zwischen den unendlichen Weiten des Tiergartens und großen, verwunschenen Grundstücken, auf denen pittoreske Ruinen verlassener Botschaftsgebäude der ehemaligen Achsenmächte unter dichtem Gestrüpp vor sich hin verfielen. In Char-

lottenburg war die Liebfrauenschule, in Schöneberg St. Franziskus und im Berliner Norden hatten sie die Salvator-Schule – aber mit dem Norden hatten wir noch weniger zu tun als mit Zehlendorf. Bis heute hält sich die informelle Grenze zwischen Nord- und Süd-Berlin weitaus hartnäckiger als die zwischen Ost und West.

Morgens in der U-Bahn verglichen wir unsere Hausaufgaben oder fingen überhaupt erst damit an. Manchmal, wenn es sehr ruckelte oder der Zug plötzlich bremste, hatte man einen langen, ausgerutschten Strich im Heft. Überhaupt fielen die in der Bahn erledigten Hausaufgaben generell krakelig aus und konnten von den Lehrern leicht als U-Bahn-Werke identifiziert werden. Ab und zu wurden Grundsatzvorträge darüber gehalten, dass Aufgaben konzentriert und sorgfältig zu Hause und nicht husch, husch auf den Knien in der Bahn gefertigt werden sollten, es heiße schließlich Hausaufgaben und nicht U-Bahn-Aufgaben, das war dann der Spruch dazu. Allerdings war es nun einmal so, dass wir jeden Morgen eine Dreiviertelstunde in der U-Bahn saßen, wo es sonst nicht viel zu tun gab, während es nachmittags nach der Schule sehr viel zu tun gab. Die U-Bahn bot sich deshalb sehr wohl dafür an, dort Aufgaben zu erledigen, wie auch immer sich diese nannten. Schließlich wollten wir nicht die ganze Fahrt lang auf die gereimte Brot-Reklame über den Zugfenstern starren: «Janz wurscht, wat druffliecht – eens ist wichtig: mit Paech-Brot liechste imma richtig!» Oder: «Beim Jawort schweigt die junge Braut, weil sie noch schnell ein Paech-Brot kaut!» Dann schon lieber Hausaufgaben.

Neben Nicole, Anja, Heike und mir stiegen noch andere Schüler unserer Schule jeden Morgen am Bahnhof Alt-Mariendorf ein. Zum Beispiel der Angeber und Napoleon. Der Angeber war groß und hager mit einem spitzen Adamsapfel und einem Aktenkoffer als Schultasche. Napoleon war kleiner als der Angeber, hatte einen sportlichen Rucksack und wirkte auf undefinierbare Art franzö-

sisch. Wenn beide im Zug nebeneinandersaßen, sah man Napoleon kaum jemals reden, denn der Angeber redete die ganze Zeit. Ob Napoleon ihm dabei zuhörte, war schwer zu sagen, es schien aber nicht so. Der Angeber guckte manchmal auch zu uns rüber oder sagte hallo, Napoleon aber sagte nie hallo. Er beachtete uns gar nicht. Wir fanden beide ziemlich stulle, beobachteten sie aber genau, wo sie uns nun mal jeden Morgen, und oft auch noch am Nachmittag, gegenüber saßen. Jedenfalls so lange, wie sie auf unserer Schule waren, denn der Angeber und Napoleon waren zwei Stufen über uns. Als wir sie nicht mehr trafen, vermissten wir sie ein bisschen, und Anja gestand, dass sie Napoleon «eigentlich ganz süß» gefunden habe.

«Ich seh den manchmal in der Kirche», meinte Nicole. «Soll ich es ihm sagen?»

«Spinnst du?», rief Anja, und dann mit Nachdruck: «Wehe!»

Anja war sehr blond und bekam schnell einen roten Kopf.

Wenn wir in der U-Bahn keine Hausaufgaben machten, langweilten wir uns und wurden zur Pest. Heike hatte dieses Spiel erfunden, bei dem wir einem beliebigen Fahrgast entgeistert auf die Schuhe starrten und dabei tuschelten. Höchst verunsichert versuchten unsere Opfer irgendwann, die eigenen Schuhe möglichst unauffällig zu inspizieren. Dabei konnten sie natürlich nichts Besonderes entdecken. Sie warteten ein paar Augenblicke ab und sahen dann abermals und genauer hin. Danach guckten sie auf unsere Schuhe, und irgendwann stiegen sie aus, oder wir, und das Rätsel wurde niemals aufgelöst. Wahnsinnig komisch fanden wir das.

Manchmal setzten wir uns nicht nebeneinander, sondern verteilten uns im Waggon und taten so, als würden wir uns nicht kennen. Dabei versuchten wir vorsätzlich, nicht zu lachen, was ein probates Mittel war, grandiose Lachanfälle zu evozieren. Deren plötzliches Auftreten konnten die anderen Mitfahrenden wiederum nicht einordnen, was wir grässlicherweise wieder total ko-

misch fanden und woraufhin wir noch mehr lachen mussten. Alle anderen waren natürlich schwer genervt, besonders Napoleon.

Die meisten Menschen sahen es uns aber letztlich nach. Sie dachten vielleicht: Ach, die armen Mädchen in dieser engen grauen Stadt, wenigstens lachen sie.

Auguste Viktoria Friederike Luise Feodora Jenny von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Gemahlin von Wilhelm II. und letzte deutsche Kaiserin, engagiert sich als Schirmherrin des «Evangelischen Kirchenbauvereins» zum Ende des 19. Jahrhunderts für die Errichtung evangelischer Kirchen in Berlin. Gleichzeitig ordnet sie an, dass katholische Kirchen nicht freistehend, sondern in die Häuserfronten hineingebaut werden müssen.